



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

21. Eine Samariterfahrt nach Dresden. Frau v. Clausewitz. Graf Brühl.
Dorothea Tieck. Ein Frauenverein in Berlin. (1836. 1837.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

und will an unserer kleinen Krippe auch für Dich beten, wie ich es jedes Jahr gethan. Ich baue sie mit Minna in unserer kleinen hübschen Wohnung hier im Thiergarten noch auf und lasse alle Kinder meiner Bekannten kommen. Ich thue das seit vielen Jahren; es nützt den Kindern und sie sind so froh, wie ich nicht mehr sein kann. Sie soll nun auf der Stelle stehn, wo meine liebe Mutter so fromm gestorben ist.

21. Eine Samariterfahrt nach Dresden.

(1836.)

Frau v. Clausewitz. Graf Brühl. Dorothea Tiedt. Ein Frauenverein in Berlin.

Das alte Jahr war kaum beschloffen, das Luise Hensel so viel geraubt, als ihr eine Aufgabe zukam, die freilich nur vorübergehend war, aber ihrem rastlosen Verlangen, dem Herrn in den Leidenden zu dienen, entsprach. Sie sollte die gemüthsfrank gewordene Oberhofmeisterin der jüngern Prinzessin Wilhelm, Frau von Clausewitz, in ihre Obhut nehmen und von Berlin zu deren Verwandten nach Dresden verbringen.

Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl, war die Enkelin des durch seine Prachtbauten und Kunstsammlungen, aber auch durch seine Finanzverschwendung bekannten sächsischen Ministers, Reichsgrafen Heinrich von Brühl, dessen Palais auf der Brühl'schen Terrasse zu Dresden heute noch seinen Namen trägt. Sie hatte zu Warschau (3. Juni 1779) das Licht der Welt erblickt, war aber noch in jungen Jahren nach Berlin gekommen, wohin ihr Vater, Generallieutenant Graf Karl Adolf Brühl, im Jahr 1786 als militärischer Erzieher des preussischen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., berufen worden war. Im Jahre 1810 vermählte sich Gräfin Marie Brühl mit dem Major im preussischen Generalstab, Karl von Clausewitz, dem bekannten scharfsinnigen Militärschriftsteller, dessen Werk „Vom Kriege“ epochemachend in der

Kriegswissenschaft geworden. Sie lebte 21 Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe mit dem Manne, dem sie nicht bloß eine liebevoll treue Gattin, sondern zugleich die Vertraute seiner militärischen Studien gewesen. Graf Gneisenau gibt ihr das Lob einer „hochgebildeten Frau mit einem edlen und großen Herzen“. Nach dem Tode ihres Mannes, der als Generalmajor, im Alter von 51 Jahren, am 16. Nov. 1831, nur wenige Monate nach dem Hinscheiden seines Freundes, des Feldmarschalls Gneisenau, zu Breslau starb, war sie zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm, jetzigen Kaiserin, ernannt worden.

In dieser Stellung blieb ihre Sorge zugleich der Erfüllung des von ihrem Gatten einst geäußerten Wunsches, daß sie seine Werke herausgeben möchte, unausgesetzt zugewendet. Anfänglich von ihrem Bruder, dann von dem General Graf Karl v. d. Gröben unterstützt, war sie so glücklich, acht Bände der hinterlassenen Werke von Clausewitz der Öffentlichkeit übergeben zu können, welche, mit einer warm und geistvoll geschriebenen Vorrede von ihr eingeleitet, in den Jahren 1833—35 rasch nach einander an's Licht traten, während die beiden letzten der zehn Bände nach ihrem Tode von dem Grafen v. d. Gröben herausgegeben wurden.

Sie sollte das Opfer ihrer Bemühungen werden. „Die geistige Anstrengung, welche die Herausgabe so umfangreicher Werke, besonders für eine mit solchen literarischen Beschäftigungen nicht vertraute Frau, veranlassen mußte, hatte, verbunden mit der unvermeidlichen Gemüthsaufregung, die sonst gute Gesundheit der Frau von Clausewitz in hohem Grade erschütterte, und im Jahre 1835, in welchem sie den achten Band der Werke erscheinen ließ, befand sie sich in einem sehr angegriffenen Zustande.“¹ Da dieser Zustand im Januar 1836 sich bedenklich verschlimmerte und die Gestalt eines tieferen

¹ K. Schwarz, Leben des Generals K. v. Clausewitz. II. 255.

Gemüthsleidens anzunehmen schien, so kamen ihre Angehörigen mit Gutheißen der Aerzte zu dem Schlusse, daß die Entfernung von Berlin für sie nothwendig sei. Sie sollte nach Dresden verbracht und dort der Kur eines Arztes anvertraut werden, der sich in Behandlung von Nervenkrankheiten großen Ruf erworben hatte.

Fräulein Hensel, bereits dafür bekannt, daß sie in Behandlung Geisteskranker einige Erfahrung erworben, wurde zur Begleitung der armen Frau ausersehen, und auf die dringenden Bitten mehrerer Freunde ihres Hauses ließ sie sich bestimmen, das schwere Amt zu übernehmen.

Am 21. Januar 1836 wurde die Reise angetreten und am Abend des folgenden Tages langte Luise Hensel mit ihrer Patientin, nicht ohne Mühseligkeit, aber auch nicht ohne Hoffnung, in Dresden an. Ihrer liebevollen Gelassenheit und verständigen Ruhe war es gelungen, das Vertrauen der unglücklichen Kranken zu gewinnen, und sie hatte bald die Ueberzeugung erlangt, „daß dieselbe mehr körperlich krank sei als geistig, und daß ihre Gemüthsleiden hauptsächlich durch Krankheit bedingt seien“. Aber die verkehrte Behandlung, die sie von den Aerzten in Berlin erfahren, hatte die Kräfte der Patientin erschöpft; und schon nach wenigen Tagen nahm der Verlauf der Krankheit eine unerwartete Wendung. Acht Tage nach der Ankunft in Dresden erlag Frau von Clausewitz der zerstörenden Gewalt eines mit Hestigkeit ausbrechenden Nervenfiebers.

In Berlin — so erzählt Luise Hensel — „war leider ihr Krankheitszustand von den Aerzten (deren einer zu den berühmtesten des Landes gehört) ganz verkannt und sie als Wahnsinnige behandelt, ihre Lebenskraft aber durch die unsinnigsten Gewaltmittel erschöpft worden. Dort [in Dresden] bekam sie bald den völligen Gebrauch ihrer Vernunft und jede schöne Gabe ihrer Natur wieder; aber sie starb nach acht Tagen am Nervenfieber, das man in Berlin durch Ueberlässe und Sturzäder unterdrückt und natürlich gefährlicher gemacht hatte.“ „Ich

litt erstaunlich bei dieser schmerzlichen Wendung meines Auftrages. Doch fehlte es auch nicht an Manchem, was die Sache versöhnend machte. Meine arme, so sehr mißhandelte Frau von Clausewitz starb schmerzvoll, aber in Liebe und Frieden, so religiös, wie es ihre leider sehr weltliche Richtung zuließ". (Br. an Schlüter S. 21.)

Zu dem Versöhnenden gehörte aber auch das Bewußtsein, der leidenden, durch die vorausgegangene falsche Behandlung geängstigten Frau die Schmerzen erleichtert und die letzten Tage versüßt zu haben. „Die liebe Kranke" — heißt es in einer von Luise Hensel verfaßten Denkschrift — „war rührend zärtlich und für jeden kleinen Dienst so dankbar. Sie sprach mit dem Ausdruck der größten Geduld von ihren Leiden, wünschte beten zu können, lächelte einige Male freundlich, wenn man ihr ein Wort der Liebe sagte, und küßte mir und dem mich bei ihrer Pflege unterstützenden Mädchen unzählige Mal die Hand. Sie hatte keine andern Aeußerungen als die der Liebe und der hingebenden Geduld. . . ‚Hätte ich nur erst wieder ein Wort der Liebe für Sie!‘ sagte sie mir einmal. — ‚Ihr meint es so gut, und ich kann es Euch nicht einmal danken.‘ — ‚Meine süße, süße Pflegerin!‘ Solche und ähnliche Worte sagte sie dem ihr mit großer Treue ergebener Mädchen und mir viele." — Am Vorabend ihres Todes hatte ihr Fräulein Hensel, ohne sie zu fragen, während sie schlummerte, Limonade bereitet; als sie dieselbe ihr beim Erwachen reichte, sagte die Leidende: „Ach, wie überrascht und erquickt mich das! Es muß Sie ja freuen, einem so elenden, armen Wesen wohlgethan zu haben." Luise Hensel bemerkt in ihrem Reise-Tagebuch dazu: „Wie tief dringen solche Worte eines geliebten Sterbenden in's Herz!"

Am 28. Januar, gegen die Mittagsstunde, verschied Frau von Clausewitz, und am Nachmittag des 1. Februar ward ihre Leiche zu Geifersdorf „mit einfacher, sehr erbaulicher Feierlichkeit" beigesetzt. „Ihr treues Dienstmädchen und ich haben die liebe Hülle bis in die Gruft hinab begleitet, wo sie unter dem

Altare der kleinen hübschen alterthümlichen Kirche zwischen den Eltern ihres so werthen Vatters ruht.“ Später wurden die sterblichen Reste nach Breslau übergeführt, wo General von Clausewitz seine Ruhe gefunden.

Fräulein Hensel hat über diese Reise ein Tagebuch geführt, das sie später zusammenstellte, um den Angehörigen der verewigten Frau und den um ihr Schicksal besorgten Prinzessinnen am preußischen Hofe einen genauen Bericht zu erstatten. Sie schließt dasselbe mit den Worten: „Es ist wahr, daß leider so Manches hinzukommt, was den Verlust dieser ausgezeichneten und trefflichen Frau ihren Freunden noch härter macht. Wenn aber den Herzen, die sie erkannten und liebten, noch etwas zum Trost reichen kann, so möchte wenigstens ich ihn darin finden, daß die liebe Verstorbene in milder und religiöser Stimmung und ganz klaren Geistes ihr schönes, aber schmerzenreiches Leben beschloß. Sie hat sich noch bis zur letzten Stunde des Umgangs ihres theuren Verwandten erfreut und war in ihren letzten Tagen nur von den Händen der Liebe berührt, von einem ebenso geschickten als theilnehmenden Arzt [Dr. Wolff] höchst aufmerksam und gewissenhaft behandelt, und es ist jeder Schmerz, der ihr zu ersparen war, von ihr abgewandt worden. Blicken wir ihr nach in wehmüthiger Liebe und wünschen und erbitten wir ihrer lieben Seele den Frieden des Herrn. — Dresden, den 2. Februar 1836. — Luise Hensel.“

Ihre Aufgabe in Dresden war vollendet, anders und trauriger, als sie geahnt. Am Tage nach der Beisetzung, 2. Februar, reiste Fräulein Hensel ab und kehrte nach Berlin zurück, wo sie „an Leib und Seele krank und verstimmt“ ankam, mußte aber dort, sobald es ihr möglich war, den Prinzessinnen über ihre heimgegangene Freundin Auskunft erstatten und kam so noch lange „zu keiner Ruhe über diese traurige Geschichte, für die sich ganz Berlin interessirt“. (An Schlüter S. 21.) Sie ließ von ihrem Tagebuch Abschriften besorgen, um sie den Prinzessinnen zu übergeben, welche alle eine lebhafteste Theilnahme

bezeigten. Am schmerzlichsten unter diesen empfanden den Verlust die Prinzessin Marianne und die Fürstin Luise von Radziwill, die beiden ältesten Freundinnen der Frau von Clausewitz, sowie die Gräfin Luise Voß.

Die edle Fürstin Radziwill, eine geborne Prinzessin von Preußen, Wittwe des (1833 gestorbenen) Fürsten Anton von Radziwill, des berühmten Kunstmäcens, schrieb an die treue Pflegerin ihrer Freundin eigenhändig: „Meinen Dank, gute Hensel, für die Einlage — tief hat mich das Leiden der lieben treuen Marie Clausewitz ergriffen. Ihre letzten Tage und Jahre waren sehr traurig, und die Angst für das Loos, was sie besorgte, eine schwere Prüfung! — es muß Ihnen ein wohlthätiges Gefühl sein und bleiben, ihr die letzten Tage durch Liebe und Sorgfalt tragen zu helfen. Der Herr lohne es Ihnen! Ihre treu ergebene Luise.“

Der Biograph des Generals Karl v. Clausewitz, der von dem Leben und Wesen der Frau von Clausewitz ein ausführliches Bild entwirft und auch von ihrem beklagenswerthen Ende berichtet, hat die Handlungsweise der Pflegerin keines Wortes der Erinnerung gewürdigt; Luise Hensels Name wird nicht einmal erwähnt. Um so mehr muß hervorgehoben werden, daß die nächsten Angehörigen der Frau von Clausewitz dem edlen Dienste, welchen Fräulein Hensel bei dieser traurigen Mission auf sich genommen, stets ein dankbares Gedächtniß bewahrten. Der Bruder der unglücklichen Frau, Graf Friedrich Brühl, Major im 1. Kürassierregiment, wußte ihre aufopferungsvolle Hingebung vollauf zu würdigen, und ebenso seine Gemahlin Hedwig, geb. Gräfin von Sneydenau, des berühmten Feldmarschalls Tochter, dieselbe, von welcher dieser einst gesagt, daß sie Fräulein Hensel ähnlich sehe. Beide sprachen der „treuen liebevollen Pflegerin“ in Worten tiefgefühlten Dankes ihre Verehrung und die Versicherung „inniger, ihr für's Leben geweihter Erkenntlichkeit“ aus und luden sie von Breslau aus, ihrem damaligen Domicil, zu einem Besuche ein, um ihr that-

sächlich beweisen zu können, wie Graf Brühl sich ausdrückt, „daß wir Sie als eine unserm Herzen unaussprechlich theure Freundin betrachten“. Graf Brühl sandte ihr auch das lithographirte Bildniß seiner „lieben seligen Schwester“¹.

Ein Lichtblick in dem traurigen Dresdener Aufenthalt war das Wiedersehen mit ihrer lieben Dorothea Tieck, das freilich unter den gegebenen Umständen nur eine flüchtige Begrüßung sein konnte.

„Daß ich Dich“ — schreibt Dorothea einige Monate später — „in der Zeit, die Du hier zubrachtest, so wenig sah und so gar nichts für Dich thun konnte, ist mir noch immer schmerzlich, und doch erfreut mich auch die Erinnerung des kurzen Wiedersehens.“ Die Begegnung wirkte auch belebend auf die Correspondenz, die seitdem wieder angeregter wird. Manches, was Dorothea aus ihrem Gemüthe herauspricht, ist wie ein Spiegel, in dem sich Luise Hensel selbst betrachten konnte.

„Deine Briefe, liebste Luise,“ schreibt Dorothea am 30. December 1836 aus Dresden, „machen mir immer eine große Freude, und ich sehe oft daraus, in wie vielen Dingen wir übereinstimmen. Auch ich erinnere mich aus meiner frühesten Kindheit, welche tiefe Schwermuth mich oft ergriff, wenn das Weihnachtsfest oder irgend eine Zeit, auf die ich mich sehr gefreut hatte, vorüber war; ja, während der Freude selbst ergriff mich oft schon ein so schauerliches Gefühl der Vergänglichkeit, dessen eigentlichen Grund ich mir erst in späteren Jahren erklären konnte. Und doch können wir es nicht lassen, uns immer wie-

¹ Briefe vom 18. Febr. 1835, 17. Nov. 1837, 14. Juli 1838. Graf Friedrich von Brühl, geb. 16. Juni 1791 zu Berlin, wurde später auch zu diplomatischen Missionen verwendet. Er ist es, der als Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840, mit Rücksicht auf sein katholisches Bekenntniß, dreimal mit Sendungen nach Rom betraut wurde, um in dem Kölner Streit eine Ausgleichung herbeizuführen. Gneisenau's Schwiegersohn starb am 17. Juni 1859 als Generallieutenant.

der an diese vergänglichen Güter zu hängen. Gewiß gibt es keine schwerere Aufgabe, als sich selbst zu ertragen, da man sich so wenig versteht, und wie in ein fremdes Wesen in die eigene Seele hinein sehen muß. . . . Daß Du wünschest, Berlin zu verlassen, kann ich mir denken, für mich wäre es der allerletzte Ort, an dem ich leben möchte; ich habe, obgleich es eigentlich meine Vaterstadt ist, eine wahre Antipathie dagegen. . . Ich hoffe, meine liebste Luise, daß Du mir noch Deine näheren Pläne für die Zukunft mittheilst, ehe Du Berlin verlässest. Möchten wir doch in Verbindung bleiben und uns zuweilen mittheilen, wie es uns ergeht, wenn eine größere Entfernung uns trennt. Das ist mein aufrichtiger Wunsch. Meine Mutter und Schwester grüßen Dich herzlich. Grüß auch Deinen Bruder und vergiß nicht, uns in Dein Gebet einzuschließen."

Mit den „Plänen für die Zukunft“ stand es nach Luises Heimkehr aus Dresden noch unklar und schwankend. Sie lag mit sich selbst im Kampfe, weil sie nur einem erkennbar providentiellen Rufe folgen wollte, oder, wie ihre Schwägerin Fanny ihr im Scherze vorwarf, „immer Gottes Stimme sinnlich vernehmen und seinen Finger ausgestreckt sehen“ möchte. „Einen bestimmten Lebensplan“ — schreibt sie am 9. März 1836 — „habe ich noch nicht, da ich mir ungern erlaube, über meine Wege selbst zu bestimmen. Wenn Gott etwas von mir will, so wird Er es mir ja hoffentlich zeigen“. (An Schlüter S. 22.) Wohl ließen sich aus Rheinland und Westfalen Stimmen vernehmen, welche nach ihr verlangten. Aber von den Vorschlägen war keiner stark genug, um die Rücksicht und Liebe zu den Geschwistern zu überwiegen, welche Alles aufboten, Luise im Familienkreise und in ihrem bisherigen häuslichen Wirken festzuhalten, und so blieb sie fürs erste in Berlin. Sie blieb aus treuer Anhänglichkeit, wie sehr sie auch oft die Entbehrung, die sie sich damit auferlegte, empfand, die Entbehrung einer warm kirchlichen, alles Tagewerk erfüllenden und durchgeistigenden Lebensluft. „Hier ist so recht das Reich

der Welt, und die Kirche als Gegenmittel leuchtet hier zu schwach, um so leicht erkannt zu werden.“¹

Sie siedelte nun mit ihrer Schwester Minna wieder zum Bruder über, in das Mendelssohn-Haus, wo sie mit einander zwei kleine Zimmer im Hinterbau des Hauses bewohnten. Es waren einfache, schlichte Räumlichkeiten, die der poetische Sinn der Schwestern in ein trauliches Heim umzuschaffen wußte. „Freundlich blühten hier die rothen Geranien, und wo Luise ihr Plätzchen hatte, da sah es ganz katholisch aus: Bilder, Beschäftigung, Bücher, Rosenkranz — Alles zeugte davon. Hier sammelte sich auch zuweilen die katholische Jugend; denn in Luises Art und Weise lag nicht bloß reiche Erfahrung, sondern auch anziehende Jugendfrische, so daß es auch Jüngern ein Genuß war, mit ihr zu verkehren. Ueber gar Vieles, über gar Ernstes und Großes wurde in dem kleinen freundlichen Raume gesprochen, aber auch fröhlich gelacht und gescherzt.“²

So weit es in ihren Kräften lag, war Luise redlich bemüht, das kirchliche Gemeindeleben in Berlin zu stärken und zu stützen, zur Hebung des katholischen Bewußtseins thatkräftig beizutragen, und namentlich an den Werken der christlichen Caritas in ihrem Bereiche theilzunehmen. Auf diesem Gebiete stand sie mit ganzer Seele an der Seite ihrer rührigen und unermüdblichen Freundin M. Saaling, welche nach wie vor bei allen mildthätigen Vereinen und Unternehmungen in vorderster Reihe zu finden war. Auf ihre treue und uneigennützigte Hingabe konnte der geistliche Hirte der Gemeinde allezeit bauen. Propst Fischer hatte übrigens Berlin im Herbst 1836 verlassen, um in Schlesien die Pfarrei zu Frankenstein zu übernehmen³. Sein Nachfolger als fürstbischöflicher Delegat und Propst von St. Hedwig war Brinkmann.

¹ Briefe an Schlüter S. 23.

² A. Joachim, die hier als Augenzeugin schildert, in „Alte und Neue Welt“ 1878, S. 199.

³ Zum Abschied überreichte Fräulein Hensel dem bewährten mil-

Im letzten Jahre ihres Berliner Aufenthalts (Sommer 1837) bildete sich unter der Leitung des neuen Propstes ein Frauenverein, welcher sich die Aufgabe stellte, „nach Maßgabe der ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Unterhaltung und Erziehung verlassener Waisen in der katholischen Gemeinde in Berlin Sorge zu tragen“. Da das Bedürfniß groß war und durch die Verheerungen der bald darauf ausbrechenden Cholera besonders unter der ärmeren Volksklasse noch gesteigert wurde, so fand das Unternehmen, an dem auch Luise Hensel eifrigen Antheil nahm, während Fräulein Saaling neben den Fürstinnen Mathilde und Leontine Radziwill sogar als Mitglied im Vorstand wirkte, lebhaften Anklang. „Die Zahl derjenigen, welche an dem Verein theilzunehmen verlangten, überstieg alle Erwartung und wuchs mit jedem Tage. Es entstand ein Wett-eifer in der Gemeinde, welcher an die ersten Christen zu Jerusalem erinnerte, die da reichliche Spenden zusammenbrachten, um den Dürftigen unter ihnen zu Hülfe zu kommen.“¹ — Schwierigkeiten gab es freilich genug zu überwinden. Denn die Erwerbung eines eigenen Hauses überstieg noch die Kräfte, weshalb der Vorstand im folgenden Jahre einen Aufruf zu milden Beiträgen auch in die Provinzen ergehen ließ, um die Mittel zu einem Neubau zu beschaffen. Die Anstalt kam gleichwohl alsbald zu Stande. Die feierliche kirchliche Eröffnung in dem damals noch gemietheten Hause fand zu Anfang August 1838 mit zwölf Kindern statt. Marianne Saaling berichtete ihrer Freundin Luise, welche kurze Zeit zuvor Berlin verlassen hatte: „Am vorigen Sonntag hat die Einführung

den Seelenführer eine von ihr selbst gefertigte schöne Stola. Herr Fischer dankte von Frankenstein aus (Neujahr 1837) der Spenderin für dieses kunstreiche Werk ihrer Hände, das er vorzüglich in Ehren halten will als „Zeichen ihres Vertrauens, das sie ihm in seiner amtlichen Beziehung zu ihr so reichlich und so gleichmäßig ausdauernd gewidmet habe“.

¹ Wortlaut des gedruckten Berichts von 1838.

der Waisenkinder in die Kirche stattgehabt. Der Propst hat in einer passenden einfachen Predigt die zwölf allerliebsten Jungen der Gemeinde vorgestellt und zu fernerer Beachtung empfohlen. Nachher war Hochamt und Te Deum. Es hat mich, wie Du denken kannst, die ganze Feier sehr gerührt, und herzlich gefreut hat es mich, daß Deine Schwester der ganzen Ceremonie mit bewohnte. Sie hat das vielleicht ebensoviel in Deinem Sinne als in dem eigenen gethan, aber nicht minder ist es ein Schritt zur Gnade" (Berlin, 8. Aug. 1838).

22. Am Rhein und an der Isar.

(1838 und 1839.)

Ueber Minden an den Rhein. Stift Neuburg. In Schloß Haag und München. Scheveningen. Wiesbaden und Frankfurt.

Ein politisches Ereigniß von ungeahnter Tragweite in der Rheinprovinz, der Kölner Kirchenstreit, wurde endlich die Ursache, daß Fräulein Hensel die preussische Hauptstadt verließ. Die Verhaftung des Erzbischofs Clemens August von Köln am 20. November 1837 und seine Abführung nach der Festung Minden — ein Gewaltakt der Regierung in dem Streit über die kirchliche Behandlung der gemischten Ehen — hatte das Signal zum Ausbruch des großen folgenreichen Kampfes gegeben, welchen der herrschende Geist des Staatsabsolutismus gegen die Freiheit der Kirche in Preußen heraufbeschworen. „Gott Dank, man braucht Gewalt!“ sagte der pflichttreue, von der Gerechtigkeit seiner Sache erfüllte Erzbischof, als ihm seine Gefangennahme durch den Oberpräsidenten angekündigt wurde; und er hatte Recht — der 20. November bildete einen Wendepunkt in der Kirchengeschichte Deutschlands. Mächtig war die Aufregung, welche das unerwartete Ereigniß im Volke hervorrief, zumal in den westlichen Provinzen des Landes, und sie gewann einen noch allgemeineren Charakter, als das Oberhaupt

Vinder, Luise Hensel.